

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

109 (12.5.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Kinderlohn

Von Wilhelm Hebdrich

Gustav Krull sah eines Tages vor seinen Füßen einen bunten Zettel umherflattern, der Absichtlichkeit mit einer Banknote hatte. Es war aber nur ein Bitttellos der Staatlichen Klassenlotterie, Nr. 745 884, Klasse III.

Als ehrlicher Mann ging er auf das nächste Polizeibüro und gab seinen Fund ab. „Auch was!“ sagte der Beamte, der den Empfang quittierte. Die Ziehung war ja gestern schon vorbei. Wahrscheinlich eine Rente, die der Bestzer fortgeworfen hat. Dafür werden Sie wohl kaum Ihre 10 Prozent Kinderlohn begehren.“

„Nicht nichts,“ sagte Gustav Krull, „ich habe es jedenfalls abgeholt.“

Einige Tage später erhielt er einen seltenen Besuch. Der Geldbriefträger erschien mit einer Postanweisung über 50 Mark, abgefordert von Herrn Rentier Emil Meyer, Fielstraße 44, „mit bestem Dank als Belohnung für das von Ihnen gesandene Lotterietel.“

„Wo da schlägt lang hin!“ staunte Gustav. „Schmeißt der Mann seiner alten Rente noch 50 Mark nach! Oder ob er wirklich was drauf gewonnen hat? Da müßte ich mich eigentlich mal erst nach erkundigen, ob das mit den 10 Prozent auch stimmt.“

„Na, wollen Sie nun das Geld annehmen oder nicht?“ brummte der Briefträger.

„Nein,“ fuhr Gustav auf, „heute noch nicht. Ich bin nicht zu Hause gewesen, verzeihen Sie. Ich sage heute nachmittags Bescheid. Die Sache kommt mir etwas spanisch vor.“

„Meinetwegen,“ sagte der Geldbriefträger und schob ab.

Nach am gleichen Tage schrieb Gustav Krull einen sehr deutlichen Brief an Herrn Rentier Emil Meyer in der Fielstraße und erhielt daraufhin von diesem Herrn eine Einladung zu einer persönlichen Rücksprache.

Aber wenn Gustav sich auf einen großen Kampf vorbereitet hatte, so war er schwer im Irrtum. Herr Meyer kam ihm mit bestrickender Lebenswürdigkeit entgegen, nötigte ihn in den Salon, drückte ihn in einen Klubstuhl und bot ihm Zigarren und Kaffee an.

Gustav musterte die behagliche, angenehm durchwärmte Stube und dachte dabei an seine laible Wohnstube. Er betrachtete die gemöblierte Beste Herrn Meyers, auf der sich eine goldene Uhrfette schlängelte und grinste zustimmend, als jener ihm vorzuschau, gleich auf das Geschäftliche zu kommen.

„Also, mein lieber Herr Krull, Sie haben mir geschrieben, daß Sie meine — wohlwollend freiwillige — Zuwendung von 50 Mark ablehnen und Ihren gesetzlichen Kinderlohn beanspruchen. Ich könnte ja einfach über Ihre ganz unberechtigten Verlangen zur Tagesordnung übergehen. Aber es widerspricht mir, die Unerblichkeit eines einfachen Mannes auszunutzen, zumal eine Ehrlichkeit wie die Ihre heutzutage selber eine seltene Ware ist. Also, mein lieber Herr Krull, was stellen Sie sich eigentlich unter „gesetzlichem Kinderlohn“ vor?“

„Zehn Prozent des Wertes.“

„Ganz recht. Aber kennen Sie den nominellen Wert eines Bitttelloses der Klassenlotterie? Er beträgt — sage und schreibe — 12 Mark! Ich denke also, daß meine Zuwendung von 50 Mark durchaus anständig war, nachdem das Gesetz mich überhaupt nur zur Zahlung von 1 Mark 20 verpfllichtete. Was sagen Sie nun?“

„Ja, wenn das Los nicht gewonnen hätte,“ sagte Gustav kaltblütig. „Ich habe mich ganz genau erkundigt, lieber Herr Meyer. Wenn ich das Los vor der Ziehung gefunden hätte, dann hätte ich allerdings nur auf 12 Groschen Anspruch gehabt. Aber ich habe es nach der Ziehung gefunden. Da hätte das Los schon gewonnen. Da war es nicht mehr 12 Mark, sondern — 12 000 Mark wert. Und wieviel der zehnte Teil von 12 000 sind, das werden Sie doch allein ausrechnen können!“

Herr Meyer hob entsetzt beide Hände und sah ihn mit schmerzlichen Vorwurf an. „Herr Krull, welcher juristische Dilettant hat Ihnen denn diesen Floß ins Ohr geblasen! Allein Ihr gesunder Menschenverstand muß Ihnen doch sagen, daß Ihre Forderung auch in Ordnung ganz unhaltbar ist! Lieberlegen Sie doch mal: Ich habe mein altes Geld für das Los bar auf den Tisch gelegt, bin ein taubenschlauer Alibi eingegangen und habe wochenlang in Unruheheit angebracht. Sie aber haben sich bloß zu büßen brauchen, als der Zufall Ihnen mein Los vor die Nase wehte, und dafür wollen Sie 1200 Mark haben?“

„Warum nicht?“ Sie haben doch auch bloß ins Portemonnaie gegriffen und tragen 12 000 Mark dafür!“

„Herr Krull — lieber Freund, ich begreife, daß die Vorteilhaftigkeit einer solchen Summe Sie etwas aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Und ich will Ihnen etwas sagen, Ihre Zügelheit, mit der Sie auf einem eingebildeten Anspruch bestehen, gefällt mir. Sie sind aufrecht und charakterfest. Also sagen wir — 100 Mark!“

„Nein, ich will nicht mehr haben, als mir aufsteht, aber auch nicht weniger.“ — 1200.“

„Verstehen Sie Ihren Vorteil nicht, Herr Krull, auch meine Gutmütigkeit hat Grenzen.“ — 150 Mark.“

„1200,“ orientierte Gustav Krull unerschütterlich. „Sie haben mich selber einen ehrlichen Mann genannt. Und vierzig Jahre lang bin ich so ehrlich gewesen wie heute und habe nie etwas davon gehabt. Jetzt aber habe ich das Geleit auf meiner Seite und nun soll auch mal was dabei rauspringen.“

„Ehrlichkeit!“ lachte Herr Meyer blaurot im Gesicht auf. „Wenn Sie das Los nicht abgeleitet hätten, das Geld wäre Ihnen niemals ausgezahlt worden!“

„Ihnen aber auch nicht.“

„Mit Ihnen ist nicht zu verhandeln!“ lachte Herr Meyer, auf den Tisch haudend. „Dann sagen Sie doch, wenn Sie das letzte können. Aber einen sehr vornehmlichen Eindruck wird Ihre Kapitulation auf das Gesicht nicht gerade machen!“

Da brach Gustav Krull in ein gemühtliches Gelächter aus.

„Komische Kerle seid ihr,“ meinte er kopfschüttelnd. „Ihr selber baut euch wie die Kannibalen um jeden Pfennig. Aber wenn wir uns mal um ein gutes und ehrliches Zukunftsgeschäft ein bißchen Mühe geben, dann nehmt ihr uns das übel.“

„Genug!“ brüllte Herr Emil Meyer aufspringend. „Das also hat man davon, wenn man sich auch einmal freundlich nähert! Frechheiten, weiter nichts! Ich breche die Verhandlung ab! Ich werfe Sie hinaus, verfluchen Sie!“

„Ich bin nicht aus Dummendorf,“ erwiderte Gustav ungerührt. „Das Weitere wird mein Rechtsanwalt befehlen.“

„Aber es ist ihm garnicht ein, zu einem Rechtsanwalt zu gehen. Er wartet feienruhig ab, was nun kommen würde.“

„Und es kam — der Rechtsanwalt von Herrn Emil Meyer!“

„Mein Mandant will wegen dieser Lappalie keine weiteren Scherereien haben,“ sagte der referierte Herr lächelnd. „Sein Gesundheitszustand verbietet ihm derartige Aufregungen. Ich habe also den Auftrag, Ihnen diesen Scheß über 1200 Mark zu überreichen und bitte um sofortige Quittung über erfolgte Abfindung.“

„Gemacht,“ sagte Gustav Krull und unterschrieb. „Sonst noch was?“

„Mein Mandant wünscht von Ihnen in dieser Angelegenheit nicht mehr behelligt zu werden.“

„Na, ich habe auch nicht die Absicht mich um seine Freundlichkeit zu bewerben. Aber ich danke Sie für Ihre Mühe, Herr Rechtsanwalt. Zigarre gefällig? Na, entschuldigen Sie man.“

„So, Mutter, jetzt gehen wir und holen unser ehrlich verdientes Geld ab!“ sagte Gustav Krull zu seiner Frau, die mit klopfendem Herzen hinter der Tür gestanden hatte. „Du hast es nicht glauben wollen, aber Gustav Krull versteht auch was von's Geschäft, wenn es drauf antommt! Auch die Ehrlichkeit muß ihr Recht zu verteidigen wissen. Charakterfestigkeit — darauf kommt's an! Das hat Emil Meyer selber gesagt, und der ist darauf eingekauft!“

Berliner Theater

Kommt ein Vogel geflogen...

Man wartet Jana darauf, daß ein Vogel geflogen kommt, der dem ewigen Einreißer des Berliner Theaterlebens ein Ende machen soll. Rudmanners „Sauptmann von Köpenick“ war ein starker künstlerischer Erfolg, aber — um im Vergleich zu bleiben, eine Schwalbe macht keinen Sommer! Die übrigen wunsian, dreißig Bühnen — immer ausgenommen die Volksbühne — erschöpften sich in nerventönder Wiederholung von ameritanischen und englischen Schwänken und den unausrottbaren Transjoniern Vernel und Sanoir. Was in dieser Spielzeit an aktuellem Theater hervortrat, war der Initiative einiger Regisseure und Schauspielerguppen zu danken, warte sich nicht auf den regulären Abendintellekt, sondern verlegte sich in Matinee- und Nachvorstellungen.

Ausnahmsweise ließ sich Reinhardt's „Komödie“ auch einen deutschen Autor zu Wort kommen, und seinen Geringeren als Walter Danciger. Und was war das Ergebnis? Sein Lustspiel „Kommt ein Vogel geflogen“ war parlierlicher als Paris. Es ist nicht viel von dem Wienerer übrig geblieben, so wie wir ihn kennen — aus seinem revolutionären Anlagensind. Der Sohn ist gar nicht, aber das war ja nach seiner Wandlung, die ihn zu einem eleganten Komödienschreiber machte, bereits festzustellen. Aber auch von dem geistvollen Dialog und den witzigen Einfällen seiner Komödien, dem „Reifen Herz“ oder „Kanoniere greift ein“ ist nicht

Dann leuchtete Hans in den Korb hinein. Er sah hinein wie in einen Spalt, wie in eine tiefe Schlucht voll Geheimnis. Unten lag etwas aus dem Grund, etwas Weißes, Ungeheuerliches, etwas, das einem einen Hammer auf die Wirbel schlagen konnte, etwas, das gestern noch gelungen hatte und durchblutet gewesen und heute das schauererfremdende Rätsel des Todes war: eine nackte, mit Blut verunreinigte Frauenleiche.

Rach schloß er den Deckel. Was er wie einen Sturz von einem hohen Felsen in eine Uniefe hinein empfand, war nicht Schrecken. Es war ein Gefühl, als sei sein Leben weggeräumt... als sei eine Leere dort, wo er loeben noch mit einem in Blut und Wibern aufstümmenden, Kraft aus dem laujend Geheimnissen der Naturquellen laujenden Kopf und Herzen gestanden. Seine Haare an den Schläfen und auf dem Wirbel des Kopfes schienen alles Blut seines Körpers betria in sich hineingelogen zu haben und sie hatten das Blut in sich verreiben lassen, standen starr wie Draht weg. Ja, dies ganze Geheimnis war ein Eisberg und es galt nur die Frage: muß er durchschmolzen werden oder muß ich ihn überfliegen, wobei sich fast natürlich das Bild von Stiern unter seine Schube legte. Diese Stier entbiat in wahninnig hinken Dolgen.

Aber dann mußte Hans: jetzt ist das Leben da! Es war auf einen Schlag nichts mehr von Alkohol in ihm. Da war die Halle, die ihm das Leben, das er gesucht und gefunden zu haben glaubte, als erste grobe Prüfung stellte.

„Nein,“ sagte er, „ich gebe mich nicht auf. Ich ergebe mich nicht. Nicht daran zu denken.“

Eine leidenschaftliche Kälte durchströmte sein Gemüt. Er kümmernte sich nicht mehr um den Korb, wandte alle Gedanken und Anstrengungen daran, sich aus der Halle zu retten, in die man ihn hineingelockt hatte. „Williges Geheiß!“ schimpfte er böse und angefeuert.

Er begann gleich, die Taschenlampe zu Hilfe nehmend, die Wände abzutasten. Es waren fest gefügte, mit dieser Delfarbe weiß überstrichene Täfer. Er begann in einer Ecke, verfolgte sein Werk mit pedantischer Genauigkeit rundum die Kammer bis zur Tür. Hier verweilte er mit einer sähen und unersättlichen Geduld, versuchte das Schloß zu ergünden, zu erkennen, wie die Scharniere befestigt waren... auf und ob glitten seine Finger und in ihren Spalten sah alles, was an Einbildungskraft, an Geist, an Schlaueheit, an Perwen, Willen und Kenntnissen in ihm war, brannte mit einer milden Entschlossenheit, die wie die Flamme aus einem Sauerstoffgefäße in blühbartem Versprühen verbunderkafte Kraft gesammelt hielt.

Ein Augenblick kam, in dem diese Finger drüben, jenseits der

viel zu merken. Der Vogel, der geflogen kommt, und den er abschließen will, ist ein junges Mädchen, das die Ferien bei ihrer Mutter verleben will. Eben diese Mutter hat einen Freund, der um bei der Tochter keinen Krawohn zu erzeuen, höchstpersönlich mit ihr flirren soll. Aus dem Flirt wird rasch eine Verliebtheit, die dazu führt, daß der Freund das Mädchen in den Künften der Liebe unterrichtet — loszulassen vor den Augen der Mutter, der das Verste noch nicht gut genug für ihr Kind ist. Schließlich vor die Wahl gestellt, für welche von beiden er sich entscheiden soll — ob für Tochter oder Mutter — entscheidet er sich für — das Dienstmädchen. Und er er greift die Flucht. Das Ganze spielt in einem Hause, das nur so von Millionen trübt, und unter dem daszugehörigen emig blauen Himmel. Die erotischen Eindeutigkeiten werden kaum durch eine interessant sein tollende Kontrastierung zweier Generationen gemildert.

Grete Kosheim und Ernst Deutsch ließen das Stück bei dem, was es ist: notdürftige Unterhaltung. Da hatte das Schillertheater schon mehr Glück, das unter der Regie Leopold Jessners, Ferdn Pistoras Belehrung, ein Prager Volksstück von Franz Josef Langen, herausbrachte. Wir kennen den Autor bereits aus seiner ausgezeichneten Vortragstomödie „Peripetie“. Wieder greift er in daselbe Milieu, aber diesmal, um dessen komische Seiten zu betrachten. Ein armer Jude will einen Geldstrahl fassen — gerade in diesem Augenblick bricht im Haus Feuer aus, er flüht hinaus, und nimmt schnell noch zwei schreiende Kinder mit ins Freie. Nun ist er der Lebensretter (niemand weiß, wie er ins Haus gekommen ist) und wird königlich belohnt und bewandert. Das gefällt ihm außerordentlich, und er wünscht Erbden und Brandstahltrouben herbei, nur um immer „retten“ zu können. In dem Wahn, nur Gutes zu tun, richtet er Unheil an — verbietet seinem Vater das Saufen und seiner Frau in das Bordell zurückzuführen, das sie unterhält, trennt laufende Ehepaare — aber alle diese Menschen haben sich in ihrer Haut burch aus wohl gefüllt, und jetzt, wo Ferdn sie unwangweise geändert hat, geht alles brunter und drüher. Aber als schließlich ihm die Heils armeichweiser, die ihn befehrt hat, gefehlt, daß sie garnicht die Heilige ist, für die er sie hält, sondern viel lieber bei ihm bleiben möchte, da macht er seiner Rettungswut ein Ende und schießt vor, das zu werden, was er bisher nicht war: glücklich.

Sehr hübsch sind die Topen der Heilsarmee und der Prager Unterwelt, Jessners Regie verpakt mit zum Erlösa S. E.

Konzerte

Konzeratorium Post. Mit einem Solistkonzert eröffnete das Postkonzertorium den Konzerthall neuen Saales. Herrmann Post, Fritz Dellmeier und Franz Solke spielten das „Durt Trio“ von Beethoven. Die drei Interpreten verstanden sich gegen seitig im markieren dynamischer Geamtheit. Es war eine ständige, fließende Leistung, die sich streng objektiv, ohne alle virtuosenhafte Polieren gab. Das Nützzeu des modernen Virtuosen, aus druckreicher Anschlags, bewundernswürdige Technik, funkhohe Behandlung des Pedals, steht ohne Einschränkungen ganz Haus zu Gebote. Sein Chovindpiel zeugt von einem warmen und natürlichen Musikempfinden. Hermann Post und Franz Solke spielten dann noch die „Durt-Sonate“ von Beethoven. Post erwieß sich dabei als ein raffiner Geiger und Solke war für ein ausgezeichnetes Zwein anderpiel beizuge. Carsten Derner lang eine Reihe Straußlieder. Der Künstler weiß sein stimmliches Vermögen richtig einzuschätzen. Deshalb gelang es ihm, schlichte und ungeliche Wirkungen zu erzielen. Den schönsten Glanz setzt diese Stimme im „Messa-Porte“ und in seinen Steigerungen. Lobenswert ist die Intellektualität der Auffassung und die klare deutliche Aussprache.

Deffentliche Singstunde der Singhule. Die Singhule hat einer achtfachen Hörerschaft in der Festhalle wieder einmal eine angenehme Abwechslung von des Tages Einreiß gebracht. Das große Podium war mit kleinen und großen Gesangsstudentinnen dicht besetzt. Sautpfeiler Eckorn, der Leiter der Singhule, hat zuerst die Hörer einen Blick in die Verhältnisse werien lassen, er seiate mit er und seine Schülern am Werke sind. Es ging alles sein läubelich zu, wie am Schindeln. Das Gefühl der Hörerschaft ist einnehmend gut, daß sie sich nach und nach auch entschloß, mitsinguen. Ein Heines Drehfer durch das am Ende der Reihe steht, hat eine treffliche Stimm für die Stunde waren gemühter auf einen fröhlichen Ton gestimmte Texte mit eingängigen leicht faßlichen Weisen ausgeführt.

Beethoven-Abend Edu Hen. Wir sind so glücklich gewesen zwei große Beethoveninterpreten diesen Winter hier zu hören. Paues und Edu Hen, beide sind Topen, an denen wir andere messen. Paues durch ihre glänzende Geselstrebtheit verleiht zu einer Draufgänger, die Gemüht bietet, daß diese benachteiligte Künstlerin niemals ihr Teil im Kunstbühnentum finden kann. Und nun steht noch Edwin Fischer vor den Toren!

Der Herr des Hafens

Roman von Robert Jacques

Copyright by Carl Dunter Verlag, Berlin W. 62, Reithstraße 5, 24. (Nachdruck verboten)

Die Kammer hatte keinen anderen Zugang. Sein von Alkohol verunkelter Kopf strengte sich vergeblich an, über diesen Umstand Klarheit zu gewinnen. Er fand keinen Sinn heraus. Wozu hatte man die Tür verschlossen? Dexte drückte er die Klinke nieder. Es blieb vergebens. Ein Rätsel! Was war das für ein Gesicht in der Scheibe gewesen? Stand es in einem Zusammenhang mit dieser verschlossenen Tür?

Er begab sich mit den unsicheren Schritten und der alle feiten Umrisse der Vorstellungen auflösenden Einbildungskraft des alkoholerbsten Blutes in der Kammer auf die Suche nach einem Gegenstand oder einem Anhaltspunkt, der die Lösung des Rätsels geben könnte.

Das erste, was ihm auffiel, war ein großer Wäschekorb. Dies war wohl der Gegenstand, über den er vorhin in der Dunkelheit gestürzt war. Er trat hin, fakte den Deckel an, das Schloß... es war offen... Er lekte sich auf den Korb, um fest und rubig sitzend seinen Verstand aus dem wüsten Durcheinander des betrunkenen Blutes herauszufischen.

Vergeblich! Er schwanke ein wenig auf dem Rand des Korbes und hatte die erschreckende Empfindung, dieser Rand sei die Kante einer Schlucht und er ste an sie geklemmt in größter Gefahr abzusinken. Ein bobrender Schmerz fiel durch seine Weichen, voller Schreden krachte er sich an die Kante der eingebauten Kaje und sog sich hoch und dom Korb fort. Eine Weile stand er unruhig und unsicher da. Mit der Rechten hielt er sich am Rand des Bettes fest und mit der Linken und sich ein wenig hinabgebogen löste er die beiden Schlaufen, mit denen der Deckel an der vorderen Korbeite befestigt war. Erwartungsvoll sah er die nun offen stehenden Schlaufen eine Zeitlang an, bevor er sich entschloß, den Deckel hochzuheben.

Es sitterserte ihm leicht durch die Beine, als er dies begann. Ein Laut flog aus dem Korb, da sich der Deckel in den Scharnieren bewegte, als empfinde der Korb einen jämmerlichen Schmerz und müsse sterben. Dants erschraf, aber er drückte nun den Deckel weit und rüchteslos auf, bis er hoch und fest hand.

Ein Augenblick kam, in dem diese Finger drüben, jenseits der

Halsdecke einen fremden Körper spürten und fast ausleisch so sich die Tür, dieses hatte, wie Stahl geschlossene Brett feste und weich von ihm weg. Er starrte in zwei Augen. Im Kreis der Taschenlampe standen sie. Er sah in ein Gesicht, das so durchsichtig, hart, blond und schmelzend war wie das Siegelbild einer Schnuloch. Aber zugleich sah er auch, daß das Gesicht eines fessellenden Mammens diese hellen großen Augen dunkel machte wie Blumen in der Nacht. Dieses Leib lag mit einer solchen Last in den leuchtenden Augen, daß sofort und ohne den Versuch einzufastigen Hans als einen serte nerschweren Block auch das eigene Herz bedrückte fühlte.

Das dauerte alles nicht länger als drei, vier Augenblicke und war dennoch von einer lo umfassenden und alles auslöschenden Wirkung, daß Hans die Empfindung hatte, diese Erscheinung sei das einzige und erste weibliche Wesen, das er in seinem Leben gesehen hatte.

Aber dann kam ihre Hand und deckte das Licht der Taschenlampe zu und er hörte eine schwache und holde Stimme flüsternd ihn anwehen: „Rach! For!“

Das Licht war gelöscht. Der Raum, es war die Kammer, in der er zu Beginn der Nacht betrunken gemacht worden war, mußte leer sein. Er fühlte die Nähe des Mädchens nicht mehr. Er fühlte nur, ihm sei ein Märchen widerfahren.

Nein, es war keine Halle gewesen! Nicht daß man die alten Sterlette hatte ausgraben wollen, um sie Verlorenloost an den Kopf zu bauen. Ein blutige dunkles Benehns, von dem kein Irweg ausgegang, ein Kaufschlag auf die Stirn eines Beamten, eine Flucht in einer Tolle, die ihn nicht gebürt hatte... nein, man wollte ihm diese alte Geschichte nicht neu aufhängen... Sie hatten mit dem Mitteilungen des Regierungsrats nichts zu tun.

Im weiteren Verlauf des Besuchs, in dessen Amtsraum, hatte der Regierungsrat Verlorenloost auf den richtigen Stuhl gesetzt und die alten Töne gefunden, die ihn Ohr erreichten. Denn Smeß hatte aus dem Aufbruch erkannt, daß er es nicht mit einem Manne zu tun hatte, ber aus Natur Stromer war.

Ja, es war wirklich, daß der Junge aus dem Tatterfall jenseit in den Fängen war. Befäubend lasteten diese beiden Tatterfallen auf Pfeiens Gemüt, als er mit Emme Kemme den Palast der Postzeit verließ.

Eine lange Weile schritten sie schwelam nebeneinander davon. Emme Kemme räuberete sich ein paarmal. Dann entschloß er sich mitten in einem Sufenanzahl zu sagen: „Na, was nun?“

(Fortsetzung folgt.)